

Vom alten Kirchhof

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634310>

Nutzungsbedingungen

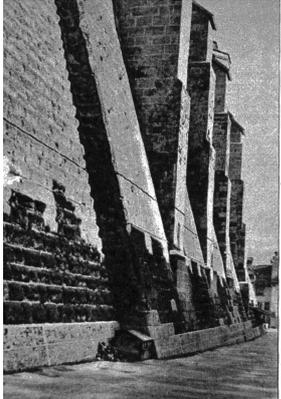
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Südmauer. Mit ihren 4 mächtigen Strebe-pfeilern mahnt diese Wand an das Längsschiff einer Kathedrale

zu verdanken haben. Das Volk wollte aber nicht nur einen sehenswerten Bau errichten, sondern einen ehrwürdigen neuen Kirchhof erstellen, auf dem es seine Toten beisetzen könne. Der so gewonnene Kirchhof hat der Stadt hernach insofern Sorge bereitet, als dessen hohe Mauern bei dem nächsten Druck, dem sie standhalten mussten, oft Risse aufwiesen, die neue Verstärkungen bedingten. Haupt-sächlich der am meisten von der natür-lichen Böschung vorgelagerte Südostteil war gefährdet.

Im Jahre 1478 herrschte in Bern die Pest. «Es stürbend gar viel trefflicher lüten, von geistlichen und weltlichen, edlen und andern, und sundertlich von kinden, und alle ding wurden tite». Die vielen Todesfälle mochten den Wunsch nach einer Erweiterung oder Stützung des grossen Kirchhofs gebracht haben, jeden-falls sollte der ganze Bau durch neue Mauern gefestigt werden. «1479 im sum-mer wart die nüz mur angefangen zu machen und an dem kilchof, und mus-ten alle geselschaften daran werken in irem costen, und was jedermann willig und gehorsam; doch cost es die stat och ein meriglich zu an geld und win». Bei diesen Arbeiten halfen die nahen Gemein-den mit Erd- und Steinfuhren, ferne Be-zirke, wie Spiez und Interlaken, liessen das nötige Holz die Aare hinunter zur Bau-stelle an der Matte flüssen. Noch heute erkennt man in der Mauer verschiedene Steinarten. So haben Köniz und Bümp-liz Tuffstein geliefert und es ist interessant, festzustellen, dass dieser so poröse Stein sich an der Mauer besser gehalten hat als der Sandstein, der teilsorts durch Verwit-terung etliche Zentimeter an Stärke ein-gebüsst hat.

1503-1506 liess der reiche Dompropst Armbruster eine «überköstlich Kapell» auf der Südostecke des Kirchhofs erstel-len. Als diese bis an die Fenster aufge-richtet war, spaltete sich unter dieser Last

Vom alten Kirchhof



Blick von der Plattform gegen das Aarebecken. Hier an der Wand reifen im Herbst 1944 eine Anzahl Äpfel. Der Luft ist nicht gerade eine Zierde, doch für die Bewohner der Matte eine Erleichterung

die Ecke und die Kapelle musste abge-tragen und ein weniger gefährdetes Stand-ort neu aufgebaut werden. Die schadhafte Ecke wurde dann von Grund auf neu ver-sichert, welche Arbeit acht Jahre dauerte.

Am 24. März 1491 tritt in der Geschichte der Münsterterrasse insofern eine Wen-dung ein, als der Rat erliess, «dass der Kirchhof jetzt für hin frey seyn, und die Begräbnis beyne oberen Spital Barfüss-ern und niederen Spital seyn söllend», so dass nach Ablauf einiger Jahrzehnte eine Promenade entstand. 1560 wurde dieser Ort jedenfalls schon als Turnplatz benutzt, so dass ein «Rath-Zettel» an-gebracht wurde, der den Knaben das «Klückern» verbot.

1781 wurde an Stelle alter Linden die zum Teil heute noch stehenden Kastanien-bäume gepflanzt. Die beiden Ecken, die die südliche und östliche Ecke bilden, wur-den, mit Ausnahme ihrer jetzigen Auf-fichten, im 16. Jahrhundert erstellt. Von diesen beiden Ecken aus geniesst man die schönste Aussicht und es ist schade, dass sie heute nebensächlichen Zwecken dienen. Die südliche Mauer war in frü-heren Jahrhunderten senkrecht und da-durch imposanter. Die schräge Mauer musste jedoch zur Stützung angebau-t werden. Darum sind auch die vier mäch-tigen Stützpfiler an ihrer Basis ganz in die Mauer eingebaut. Der obere Teil die-ser Pfeiler wurde erst vor wenigen Jahren renoviert, da sie verwittert waren und viel Vegetation dort Fuss gefasst hatte. Jetzt dienen zweckmässige, jedoch kahle Beton-platten die Pfeiler, und zur Erinnerung an diese Arbeiten wurden weissen sichtbar die Jahreszahlen 1938 und 1939 ange-bracht. Die östliche Mauer ist wohl in

ihrem jetzigen Zustand am ursprünglich-sten geblieben. Hier erkennt man an den verschiedenen Steinarten und Quader-grössen, wie die Mauer nach vieljähriger Arbeit bis zur heutigen Höhe gewachsen ist, und dies Sichtbare ist ja nur ein klei-ner Teil der Arbeiten, die gleichzeitig durch Auffüllung und Festigung des gros-sen dahinterliegenden Raumes vorgenom-men werden mussten. Zahlreiche Pflanzen wählten die luftigen Höhen der Mauer und der Strebepfiler zu ihrem Standort, und man erkennt neben Heckenrosen und Haselnusstauden sogar Apfelbäume, die Früchte zur Reife bringen.

Früher, als Bern noch in seine Mauern eingesenkt war, erlebte die Plattform grosse gesellschaftliche Veranstaltungen. Heute jedoch strebt sie wieder einer ruhigen, des nahen Münsters würdigen Epoche entgegen. Fern vom Weltgetriebe blickt man von ihr aus auf die rauschende Aare an der Schwelle unten und erkennt in diesen beiden den Willen und die Weite Alt-Berns.

M. Feurich.



Die östliche Mauer beim nördlichsten Pfeiler. Die Spuren der Zeit haben sich tief in den Sandstein eingegraben, während der Tuffstein beständiger ist

Links: Gedenktafel an Theobald Weinzäpfli, der von der Plattform sprang und in einem darunter liegen-den Garten fiel und dabei ohne Schäden blieb. Die Besitzerin des Gartens soll Schadenersatz verlangt haben für das dadurch verdorbene „Kraut“



Wir gehen wohl öfters auf die Platt-form, doch wird uns kaum bewusst, wie viel Arbeit, Sorge und Kosten diese künst-lich angelegte Terrasse der Stadt Bern vor Jahrhunderten verursacht hat. Berests 1334, als noch an Stelle des Münsters sich die Leutkirche befand, wurde mit deren Bau «gut und stark» angefangen. Dies Vorhaben war für die damalige Zeit eine so grosse Aufgabe, dass nicht nur die Bür-ger der Stadt mithalfen, sondern auch die fast aller umliegenden Gemeinden, so dass wir hier einen Bau vor uns haben, dessen Entstehung wir dem ganzen Bernervolk

Empfindungen hat, als ein Gefühl der Beglückung, wie es jeder gerade und unverdorben Mensch beim Anblick der reinen Schönheit unmittelbar empfindet, dem ist ohnehin nicht zu helfen. Wir können doch nicht mit solchen alt-jüngferlichen Bedenken — ich finde kein anderes Wort, aber es ist ohne jede persönliche Schärfe gemeint — an ein Kunstwerk herangehen. Wir machen uns lächerlich, wenn wir uns darauf einlassen.

Wieder war Fräulein Murck über und über errötet, ihr schien diese Auseinandersetzung sehr peinlich zu sein. Leid-lich griff ein: «Ich bitte, die Diskussion nicht aufs persönliche Gebiet abgleiten zu lassen. Sie machen sich die Sache zu leicht, Herr Redaktor. Wenn Sie solche Bedenken als altjüngferlich zu bezeichnen für nötig finden, so muss ich diesen Vorwurf auch auf mich beziehen.» Er blickte sich um, als wäre damit schon alles gesagt. «Ich muss nun leider doch noch einen Punkt berühren, von dem ich lieber nicht gesprochen hätte, aber es ist Ihre Schuld, Herr Redaktor, wenn ich darauf nun doch zu sprechen kommen muss. Es ist nämlich doch solche blosser Zufall, dass der junge Künstler gerade zwei solche nackte Figuren darzustellen für gut gefunden hat. Es fehlt hier eben eine moralische Hemmung. Es ist kein Zufall, sagte ich, denn dieses Projekt ist von einem jungen Mann eingereicht worden, der, leider, persönlich einen gar nicht einwandfreien Lebenswandel führt.»

Rieter schlug, zum ersten Mal unbeherrscht, auf den Tisch und sagte aufbrausend: «Ich bestreite die Kompetenz dieser Kommission, über den moralischen oder unmoralischen Lebenswandel eines Bildhauers zu urteilen. Wir haben nicht die geringste Berechtigung, über das Privatleben anderer Leute zu Gericht zu sitzen. Uebrigens kenne ich Schwerdtlin seit vielen Jahren, und ich fühle mich ver-pflichtet, den gegen ihn vorgebrachten Vorwurf auf die allerentschiedenste zurückzuweisen.»

«Sie finden es also moralisch, Herr Redaktor?», höhnte Leidig verbissen und blickte sich Beifall heischend um: «wenn ein junger Mann mit einem Mädchen zusammenle-ibt, obwohl sie nicht miteinander verheiratet sind?» «Ich finde, dass uns das nichts angeht.» Aber da kam Rieter schlecht an, Leidig wurde aggressiv: «Sie sind wegen Ihrer laxen Anschauungen bekannt. Andere Leute haben mehr Verantwortungsgefühl.»

«Solche Verfallserscheinungen dürfen uns alle nicht gleichgültig lassen», sagte Fräulein Murck, die sich jetz-lich sehr zusammennahm, um sich nicht einschüchtern zu lassen. Ihr Gesicht war ganz spitz geworden, es war ihr zwar unbeh-aglich, dass Rieter sie anblickte, aber das Gefühl, von dem allgemeinen Zustimmung getragen zu werden, half ihr die folgenreich im Kampf gegen ihre Befangenheit. «Man darf solche Dinge nicht leicht nehmen», fügte sie bei.

Mutschler hatte aufgehört, seine Männlein zu zeichnen. Er setzte sich in Positur, blies die Backen auf und liess mit einem zischenden Geräusch die Luft aus dem Mund entweichen. «Ja, wenn das so ist, das ändert freilich die Sache», sagte er mit Salbung, «dann kommt der Mann für mein Plakat absolut nicht mehr in Frage.»

«Wir tun ja so», warf Rieter ein, «als wären wir hier ein Musterknabeninstitut.»

«Da wären Sie wohl nicht am richtigen Ort», versetzte Fräulein Murck bissig, und sie wunderte sich selbst über ihren Mut, aber das Bewusstsein, für die gute Sache zu fechten, half ihr manche Hemmungen zu überwinden. «Wir dürfen doch nicht jemand noch dafür belohnen, dass er einen solchen... einen solchen... dass er sich über alle guten Sitten einfach hinwegsetzt.»

«Ganz meine Meinung», pflichtete Mutschler bei. «Ich protestiere gegen diese unschliche Diskussion!», warnte sich Rieter. «Ich möchte bitten, dass wir zum Thema zurückkehren.»

«Der Herr Redaktor ist hier nicht Diskussionsleiter», sagte Mutschler dröhnend, «sondern meines Wissens ist das immer noch der Herr Präsident.» Dabei blickte er Leidig aus empörten Augen an, der nie hätte einen Dank zu sagen. «Und ich finde nicht, dass wir unschlich reden. Es ist ganz fraglos, dass die Moral auch zur Sache gehört. Wer

einen unmoralischen Lebenswandel führt, der wird auch nur unsittliche Kunstwerke hervorbringen. Das ist meine Meinung. Jawohl.»

Nun meldete sich Repp zum Wort.

«Herr Präsident, meine Dame, meine Herren!», begann Repp, der sich erhoben hatte und zur Vernehmung der Feierlichkeit seine Jacke zuknöpfte. «Es gibt noch andere Gesichtspunkte, die uns bei der Beurteilung des erstprämierten Projektes beschäftigen sollten. Es ist angetönt worden, dass die Nacktheit vom sittlichen Standpunkt aus Anstoss erregen würde. Es kommt aber noch etwas anderes hinzu, und ich muss mich fast wundern, dass die Jury diesen Gesichtspunkt ganz aus den Augen gelassen hat. Wir leben hier in der Stadt Burgwil sozusagen im Brennpunkt einer hochentwickelten und weltbekannten Textilindustrie. Es wäre dem Künstler eventuell nahezu legen, dass ihre Herkunft deutlich ersichtlich gemacht wird. Was soll beispielsweise ein Fremder denken, der unsere Stadt besucht, wenn er einen Brunnen erblickt, auf welchem die Figuren desselben vollkommen nackt sind? Käme es ihm dabei in den Sinn, dass er sich in einem Zentrum der Textilindustrie befindet? Ich glaube, mein Vorschlag wäre geeignet, erwogen zu werden, treffen wir dabei doch sozusagen zwei Fliegen mit einem Schlag. Und man muss heutzutage, in diesen besonders für unsere Industrie so schweren Zeiten, an alles denken.»

Repp setzte sich befriedigt und schrieb eifrig weiter an seinem Protokoll.

„Ich verdanke dem verehrten Herrn Vorredner seine wertvollen Anregungen“, sagte Leidlig. „Zweifellos dürfen auch solche Erwägungen nicht ausser Acht gelassen werden. Ich glaube jedoch, dass wir allen Weiterungen am besten dadurch begegnen können, wenn wir, wie vorgeschlagen, dem zweitprämiierten Projekt den Vorzug geben. Wünscht noch jemand das Wort?“ Da Mutschler sich meldete: „Herr Gemeinderat, bitte!“

Mutschler blies sich auf und begann mit ausholender Armbeugung seine Rede: „Herr Präsident, verehrte Anwesende. Die Worte des Herrn Fabrikanten Repp haben mich auf einen Gedanken gebracht, der ebenfalls bisher nicht genügend in Betracht gezogen worden zu sein scheint. Wie schon Spengler in seinem berühmten Buch vom Untergang des Abendlandes sagt, befinden wir uns in einem Zeitalter des Niederganges. Dem müssen wir entgegenreten. Was ist die Ursache des Niedergangs? Neben der sittlichen Verwilderung Hand in Hand geht die allgemeine Wurzellosigkeit der Asphaltkunst, wobei man sich fragen muss, ob man das Wort Kunst in einem solchen Zusammenhang überhaupt in den Mund nehmen darf. Was aber ist bodenständig? Der Bauer. Wie Sie gesehen haben, stellt der Brunnen des Herrn Hägni einen Bauern dar, der seine Kuh zur Tränke führt. Das ist meiner Meinung nach ein gutes Brunnenmotiv, und es ist verwurzelt. Man spürt die Kraft des Bauernstandes. Jawohl. Dieser Brunnen ruft uns immer wieder in das Bewusstsein, was wir der schweizerischen Milchwirtschaft zu verdanken haben. Wir müssen deshalb das Banner der moralischen Idee hochhalten, und ich möchte auch meinerseits für das zweitprämiierte Projekt eine warme Lanze brechen.“

Mutschler blickte sich um wie ein Feldherr nach einer siegreichen Schlacht und setzte sich.

„Ich verdanke dem Herrn Gemeinderat Mutschler seine lichtvollen und von tiefer Einsicht in die Sachlage getragenen Ausführungen. Ich nehme an, die Meinungen werden sich



Das Werbewägel mit einem Pony-Vorspann, welches von der Firma Freibürghaus dem Züchter-Verein zur Verfügung gestellt wurde

so ziemlich gebildet haben, dann könnten wir zur Abstimmung schreiten, oder wünscht noch jemand das Wort?“ Da sich Rieter meldete, erteilte ihm Leidlig das Wort mit der Mahnung: „Aber bitte kurz, Herr Redaktor.“

„Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass wir im Begriff sind, einem jungen Bildhauer ein schweres Unrecht zuzufügen. Ich weiss nicht, aus welchen Gründen unser Herr Präsident mit so besonderem Nachdruck für das Projekt Hägni eintritt, ich darf vielleicht daran erinnern, dass der Herr Präsident noch vor nicht allzu langer Zeit gegen Herrn Hägni ebenso starken Widerstand machte, wie jetzt gegen Schwerdtlin. Wenn sich Herr Hägni schliesslich mit seiner Kunst durchzusetzen vermochte, so geschah dies nicht dank, sondern trotz der Burgwiler Kunstkommission.

(Fortsetzung folgt)

Bin Chlapperläubli umenand

Es git gäng Lüt wo d'Flöh ghöre huetchte u ds Gras gseh wasche. Weder, erschtens kommt es anders und zwötens, als man denkt — het scho der Wilhelm Busch so schön gseit.

„I ha's gseh cho“ — mit dene Worte het der Wiggu politisch Debattte ygfüdet, wo mir zwee mitenang hei gha, wo sälbänder e Bläz wyt der Nare na z'düruf si. I ha der's gäng gseit, dir u allne myne Bekannte, üse Bundesrat vo Steiger wärdi nid Affeminischter. Das ha-n-i eifach gschpürt. Mesereins gseit ja nid hinger d'Gullisse. Aber eis säge-n-i: die Departemäntverteiltig im Bundesrat isch scho rächt. Sie wärde scho wüsse, warum u wieso. Mänge Bürger hätt lieber der vo Steiger a ber Sprüzi vom Politische Departemänt gseh. U me's o nume wär, daß me chönt säge — gället, i ha doch rächt tippet! Es isch prezis ds glyche wie mit de Leitartikle i de große Zytige. Da wird öppis Politischs gschriebe. U wie macht me das? Me isch nid ganz für die Sach. Me isch aber o nid ganz bergäge. Me

gloubt, es chönt e so si, aber vielleicht isch es doch nid ganz e so. Ganz unmöglich wär's o ume nid, daß es ganz anders chönt uscho — u meischtens chunt's äben anders use. Für dä Fall isch das gäbige Wörtli Imponderabilien erfunde worde. I will der das amene Byschpiel erkläre. Nimm a, du heigsch e More. Sie isch nahe zum Färle. Fih bisch du doch sicher, daß die More jungi Süli uf d'Wält stellt. Statt desse schänkt sie amene Chalb ds Käbe. Das wär's. Das isch eini vo denen Imponderabilien. Es git ere masshaft hütigstags.“

„Aber hei öppe die rächt gha, Wiggu, wo gmeint hei, es chömm besser mit üser Fräffalie- u Rohstoffversorg'g, we de die Alliierte Frankreich bjeht heige! We mänge het i Gedante scho i-n-es früsches Pariserpipseli bisse, oder jede Tag e schöne Bih Fleisch uf em Mittagstisch gseh, oder Cholen i Dfen ynegschuflet, daß ds Zimmerthermometer uf zwöiezwänz Grad usen isch, oder bim Schnyder es Gwändli us ächt englischem Stoff la amasse — wie mänge het sech i Gedante gergeret, daß d'Landstrasse wieder den Automobil ghöre, oder daß ds Pfüre wo de Motorvelo eim i der Nacht us em schönste Troum useschlepft! Du wirsch es wohl öppen o gläse ha im Blettl, wie d'Amerikaner uftrumpfe!“

„Aebe ha-n-i's fäsch nid chönne chopfe. U da bin i de scho der Meinig, daß me dene

Lüt z'verschtah git, uf üsem Acherli tüie mit gefelligsch sälber Misch zetten u grasen. Mir luegt sälber, daß Dnnig sig i üsem Stall. Wäge was häffele sie us a! Bil mer is a d'Bertrag halte, wo mer ungerschriebe hei. Amerika, die gröschti Demokratie wo der Wält, fött de bim Donner die Leischti si, wo a fettigem Astoh nimmt. U wo wägem Export tät i Lieber schwyge, wenn ig Amerikaner wär!“

Der Wiggu het sech wieder einisch schuderhaft ergelschteret. Er het e füzüntröte Gring übercho, mit dem Schtäden basumegschuflet u trappet uf alls use näbenuse, daß er himene Haar i d'Nare-n-use gheit wär.

„Reg di doch nid derewäg uf and brüel nid, daß me di i der Schönege äne ghört!“

„Sit der Lockrig vo der Pressezenfur bruche d'Zyhtigschryber o tes Blatt meh vor ds Maul z'näh. De wirde-n-i dant o dörse säge, was mir paßt“, het er umeghöliche.

„Es isch no nie guet uscho, we me blindwüetig mit eme Gnebu um sech gschlage het. I aller Rueh soll men überlege u de di Sach bestimmt u dütlech säge. Depe so wie's üse Bundespräsident vo Steiger am erschte Jänner im Radio gmacht het.“

„Dä isch scho rächt. Er müest ja nid e Wäner si“ u dermit het der Wiggu mit dem Städen i ds Narewasser gschlage, daß es häh usgschprüht het. Gsäderi.